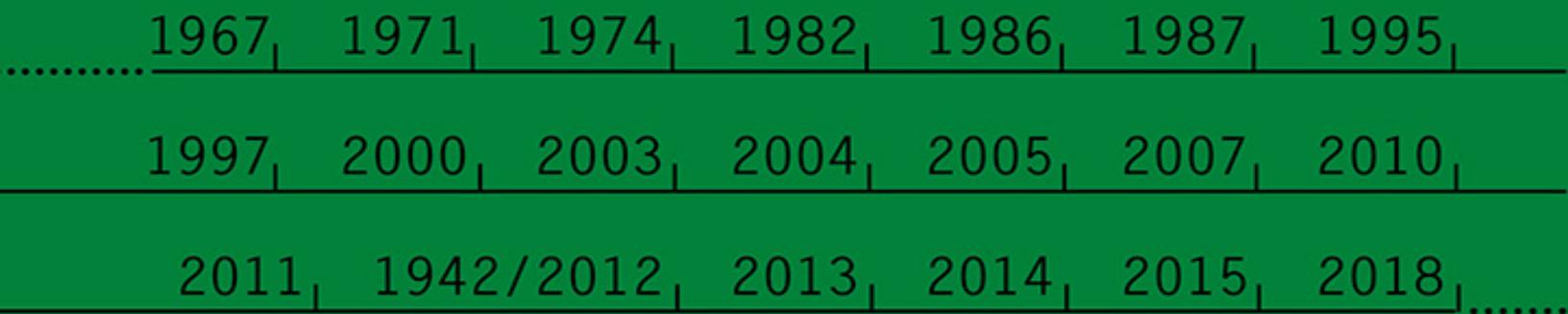




*Wir waren die einfachen Mitarbeiter.*

*Die Leute, die sich um das Kleine  
kümmerten und doch die großen  
Erfolge einfuhren.*

Karl Berger  
**BORN to MILD**  
Die stillen Anlagenbauer



*Für Karolina*

# **INHALTSVERZEICHNIS/CONTENTS**

- Vorwort/
- Preface Karl Berger
- Vorwort/Preface Norbert W. Hinterberger
- 1967 Meine erste und letzte Jobsuche
- 1970 VOEST-Linz — Nachschicht im Walzwerk
- 1971 Alte Hasen und junge Hunde
- 1982 Brasilien, NUCLEP — Anflug auf Rio de Janeiro
- 1986 Bethlehem Steel, USA — Aus 3 Wochen wurden 9 Monate
- 1987 Posco, Südkorea — Kimchi riecht schon etwas stark
- 1995 Türkei, Erdemir — Der einzige Marathon auf zwei Kontinenten
- 1997 Brasilien, Belo Horizonte — *now or never*
- 2000 Der Blaue Club — *Doente de amor procurei remédio na vida noturna*
- 2005 Villares Metals, São Paulo — Die lüsternen Anwältinnen
- 2010 Gerdau — Rolling Mill bei Açominas, das Projekt meines Lebens
- 2011 VAI-MS — *15 Years in Brazil (Ilafa Article)*
- Interview — Dieter Hopf

Interview — Dietmar Reichl

Interview — Franz Holy

Interview — Georg Windner

Interview — Gerhard Marschallinger

Interview — Heinz Steinmair

Interview — Lars Dümmel

Interview — Marcelo Botelho

Interview — Renata Lima

Interview — Sidney Ferrari dos Santos

1974 Karoline und Karl seit 18. Mai 1974

1997 Brief von Karoline an Helene

2003 Die Arbeitswoche

2004 Heute hier, morgen dort

2007 Ten Years of VAI-MS — Karl Berger Co-Founder

2012/1942 *Farewell Letter of Stefan Zweig*

2013 *Keep on rolling*

2014 10. Berger-Brief

2015 Der gar traurige Untergang der fleißigen Metallzwerge

2018 *Our (Business)-Life begins with a dream*

## KARL BERGER — VORWORT

---

*Wir waren die einfachen Mitarbeiter. Die Leute, die sich um das Kleine kümmerten und doch die großen Erfolge einfuhren.*

WIR WAREN TECHNIKER, Ingenieure, Baustellensekretärinnen, Busfahrer, Monteure und Inbetriebnehmer. Gerne wären wir die großen Helden gewesen, die Generation der Starken, der Unbesiegbaren. Wir waren es auch, gewissermaßen, auf unserer Skala der Welt im Kleinen. Fasziniert von dem da draußen, was die Beatles, die Stones, the Cream, the Who, Bob Dylan, Jimmy Hendrix und viele andere uns zeigten: Die Welt des Aufbruchs, die Politik in der Kunst, der Ruck nach links - Woodstock, Vietnam, Peace-Now, Martin Luther King, all diese Eindrücke stürzten auf uns ein und begeisterten uns. Kinos, die erstmals Sexualität zeigten, vom Schulmädchenreport bis zu Quite-days-in-Clichy. Diese Welt war uns aber nur aus den modernen Medien (Film und Fernsehen), die überzeugend ihren Weg in die Welt fanden, bekannt. In Wirklichkeit konnten wir kaum Englisch sprechen, schwangen uns samstags auf unsere Mopeds und »glühten« in das nächste Wirtshaus, um dort unsere »wild-side« zu zeigen.

So wie unsere Väter wollten wir keineswegs sein. Die kamen aus dem Krieg zurück und mussten erst wieder ihre Positionen einnehmen - in der Familie, im Beruf, im sozialen Umfeld. Manche fanden sich gar nicht mehr zurecht und lamentierten für den Rest ihres Daseins, manch andere träumten von den großen Tagen, von den Schlachten der Vergangenheit.

Aber wir, wir zogen unsere ersten Jeans an und ließen uns die Haare wachsen, um unseren Idolen etwas ähnlicher zu werden. Anglizismen zierten unsere Sprache, und Worte wie cool, doof und super waren aus dem täglichen Sprachgebrauch nicht mehr wegzudenken. Der Josef wurde der Joe und der Jakob zum Jack.

Aus Schlagermusik wurde Pop, aus Rock'n Roll wurde Hardrock, aber nur wenn er gut war, wenn er dem entsprach, was unsere Stimmung gerade bedurfte, wurde er zugelassen zum Hardrock und zur Underground music. Austrian Pop und Rock hat es natürlich auch schon gegeben, zögerlich zwar, aber recht ansprechend. Von »Da Hofa war's« bis zu »Eila Craig«, der symphonischen Rock Gruppe aus Linz, die das Komplement zu ELP (Emmerson Lake and Palmer) darstellte, und nicht weniger als dem Zündfunken der »Ars Electronica« gleichkam, ein heutiger Pfeiler der Linz-Kultur.

In diesem Ambiente machten wir unsere ersten beruflichen Schritte. Losgelassen wurden wir auf die Abenteuer, die da in der Welt auf uns warteten. Nach den ersten Projekten in der östlichen (Indien) und westlichen Erdhälfte hatte sich der Industrie-Anlagenbau rasant weiterentwickelt. Große Projekte wurden an Land gezogen, in den USA, im arabischen Raum, in Afrika und auch in Südamerika. Südafrika war in den 80ern eine nicht enden wollende Erfolgssträhne. Russland, bis hin zu Japan, war von unseren Maschinen und Technologien angetan. Manche dieser Kunden suchten förmlich einen westlichen Partner, um sich von den umgebenden Ländern freizuspielen. So z.B. Südkorea, das einer der wichtigsten Technologie-Abnehmer von Österreich wurde. Ein 25-jähriges Hoch sollte uns beschieden sein. Im neuen Millennium erzeugten sie die Maschinen und Anlagen selbst. Mehr noch, sie belieferten die Welt damit.

Kraftwerke, Maschinen, Stahl- und Walzwerke, ganze Industriekomplexe stellten wir hin. Zur vollen Zufriedenheit

der Kunden, denn wir, die Österreicher, konnten uns schnell auf neue Situationen einstellen, waren Meister im Improvisieren und hatten auch noch diesen Schmäh, diese besondere Geschicklichkeit im Lösen von Problemen, die oft schneller zur Lösung führten als lange Vertragsauslegungen. Da kamen unsere Kollegen aus dem Westen, die Deutschen, nicht mit. Die waren zwar oftmals besser in der Technologie, hatten aber nicht diese Geschmeidigkeit, die man brauchte, wenn es ums Durchhalten oder ums Gewinnen ging. Vielleicht waren die zu »wild« und vielleicht war es diese, unsere fast angeborene »Mild«heit die uns den Erfolg einbrachte. Es waren genau diese »stillen« Helden, die den Durchbruch schafften, den Unterschied ausmachten. Die Leute im Hintergrund, von der Beschaffung, vom Transport, diejenigen, die die Kabel und Leitungen zogen, die Rohre verlegten, die Schrauben befestigten, die Software programmierten. Anwälte, die die Verträge analysierten und oft auch der- oder diejenige die für das Geld auf der Baustelle sorgten, die »Kümmerer« die da waren, wenn der Drucker verstopft war und wenn die anderen nichts zum Mittagessen hatten. Jene, die frühmorgens Monteure und Ingenieure mit dem Bus einsammelten und die mit Rat und Tat zur Seite standen, wenn ein Kollege Probleme zu Hause hatte oder von seinen Aufgaben an den Rand des Kollapses gebracht wurde.

Natürlich bedurfte es der großen Helden, der Leute die durch große wissenschaftliche, berufliche und kulturelle Fähigkeiten mit Präsidenten von Firmen, mit Politikern, mit Spezialisten jeder Art die Vorarbeiten leisteten. Damit wir dann den Auftrag »abwickeln« konnten, wie man so schön sagte. Keinesfalls soll es hier um ein Missverhältnis zwischen den großen und den kleinen, den stillen Helden gehen. Nein, jeder hat seinen Platz, seinen Stellenwert, seine Wichtigkeit. Dieses Buch handelt eher davon, dass auch die kleinen Helden in ihren oftmals »großen« Rollen beschrieben werden, um jene, die den Anlagenbau und die

österreichische Wirtschaft dorthin brachten, wo sie heute steht. Durch unseren Fleiß und unsere Ausdauer erlangten Technologien und Produkte ihren heutigen Rang und Namen. Dass führende österreichische Betriebe dort sind, wo wir, die stillen Helden, sie hingebbracht haben.

Eine Auswahl an Reflexionen über die Musik dieser Jahre soll uns an die großen Songs erinnern, an die Tage des »Born to be wild« in denen wir die kleinen »Milden« waren.

Meine Gedanken sind menschlich und unvollständig. Ich schreibe hier nur die Erinnerungen fest, nicht die Ereignisse. Sozusagen die »soft facts«, die sich langsam zu verflüchtigen beginnen. So könnte es gewesen sein: Unser mildes, stilles, unser wildes Leben.

Interviews anderer Kollegen und Partner sollen deren Blick und Sichtweise zeigen, sollen auf Fragen, die mich immer wieder beschäftigt haben, Antwort geben.

Ein paar historische Dokumente, Gedichte, die ich im Laufe der Jahre geschrieben habe, Artikel und Veröffentlichungen, möchte ich Euch im dritten Teil des Buches nicht vorenthalten.

## KARL BERGER — PREFACE

---

*We were the simple employees. The people who took care of  
the  
small things and yet brought in the big successes.*

WE WERE TECHNICIANS, engineers, site secretaries, bus drivers, assemblers, and commissioners. We would have liked to be the big heroes, the generation of the strong, the invincible. We were those too, in a way, on our scale of the world in miniature. Fascinated by what was out there, what the Beatles, the Stones, the Cream, the Who, Bob Dylan, Jimmy Hendrix and others showed us: the world of awakening, politics in art, the jolt to the left - Woodstock, Vietnam, Peace Now, Martin Luther King, all these impressions crashed in on us and thrilled us. Cinemas that showed sexuality for the first time, from Schoolgirl Report to Quite-days-in-Clichy. But this world was only known to us from the modern media (film and television), which convincingly made their way into the world. We could hardly speak English, swung on our mopeds on Saturdays and *glided* to the nearest pub to show our *wild-side*.

We didn't want to be like our fathers at all. They came back from the war and first had to take up their positions again - in the family, at work, in their social environment. Some couldn't find their way around and lamented for the rest of their lives, others dreamed of the great days, of the battles of the past.

But we, we put on our first jeans and let our hair grow to look a little more like our idols. Anglicisms adorned our language, and words like cool, doof and super became an

integral part of everyday speech. Josef became Joe and Jakob became Jack.

*Schlagermusik* became pop, rock'n roll became hard rock, but only if it was good, if it corresponded to what our mood required at the time, it was approved as hard rock and underground music. Of course, Austrian pop and rock already existed, hesitantly, but quite appealingly. From *Da Hofa war's* to *Eela Craig*, the symphonic rock group from Linz that was the complement to ELP (Emmerson Lake and Palmer) and no less than the ignition spark of *Ars Electronica*, a pillar of Linz culture today.

It was in this ambience that we took our first professional steps. We were let loose on the adventures that awaited us there in the world. After the first projects in the eastern (India) and western hemispheres, plant construction had developed rapidly. Large projects were landed in the USA, in the Arab world, in Africa and in South America. South Africa was a never-ending success story in the eighties. Russia, all the way to Japan, was taken with our machines and technologies. Some of these customers were literally looking for a western partner to free themselves from the surrounding countries. South Korea, for example, became one of Austria's most important technology customers. We were to enjoy a 25-year high. In the new millennium, they produced the machines and equipment themselves. Even more, they supplied them to the world.

We built power stations, machines, steelworks and rolling mills, entire industrial complexes. To the complete satisfaction of the customers, because we, the Austrians, were able to adapt quickly to new situations, were experts at improvisation and had that *Schmäh*, that special skill in solving problems, which often led to a solution more quickly than long contract interpretations. Our colleagues from the West, the Germans, could not keep up. They were often better at technology, but they didn't have the suppleness that was needed when it came to persevering or winning.

They were too *wild* and maybe it was this, our almost innate *mildness* that brought us success. It was precisely these *quiet heroes* who made the breakthrough, who made the difference. The people in the background, from procurement, from transport, those who pulled the cables and wires, laid the pipes, fixed the screws, programmed the software. Lawyers who analysed the contracts and often the one or ones who took care of the money on the construction site, the *caretakers* who were there when the printer was clogged and when the others had nothing for lunch. Those who collected fitters and engineers by bus early in the morning and who were there with help and advice when a colleague had problems at home or was brought to the brink of collapse by his tasks.

Of course, it took the great heroes, the people who, through great scientific, professional and cultural skills, did the preliminary work with presidents of companies, with politicians, with specialists of all kinds. So that we could then *complete the job*, as the saying goes. In no way is this about a disproportion between the big and the small, the quiet heroes. No, everyone has their place, their status, their importance. This book is more about describing the little heroes in their often *big* roles, about those who brought plant engineering and the Austrian economy to where it is today. It is through our diligence and perseverance that technologies and products have achieved their current rank and name. That leading Austrian companies are where we, the silent heroes, have brought them.

A selection of reflections on the music of those years is meant to make us all a little reflective and remind us of the great songs, of the days of *Born to be wild* when we were the little *mild ones*.

My thoughts are human and incomplete. I am only recording the memories here, not the events. The *soft facts*

which are slowly beginning to evaporate. This is how it might have been: Our mild, quiet, our wild life.

Interviews of other colleagues and partners are meant to show their view, to answer questions that have always preoccupied me.

A few historical documents, poems I have written over the years, articles and publications, I would also like to share with you in the third part of the book.



*Zu anderen Ufern/to other coasts, Norbert W. Hinterberger (Studiogalerie Land Oberösterreich 2012 – 2018)*

*»Das andere Ufer diente als Horizont für den neugierigen Entdeckergeist, und mit großer Erleichterung betrat dieser, nach langen Wochen auf See, den zumeist unbekannten Strand. The other shore served as a horizon for the curious spirit of discovery, and with great relief he enterede the mostly unknown beach after long weeks at sea.«*

## **NORBERT W. HINTERBERGER**

---

*Emeritierter Professor der Bauhaus-Universität Weimar,  
Linz und Berlin*

Aus dem Text von Karl Berger spricht – als mein gleichaltriger Zeitgenosse und Landsmann – viel Bekanntes, das ich sofort unterschreiben könnte.

Was mich aber gleich ansprang: Karl spricht in den letzten Zeilen von »Born to be mild« davon, seine Erinnerungen und nicht die Ereignisse festhalten zu wollen. Dieses Wollen ist weniger einem ökonomischen Aspekt geschuldet, müsste doch den Ereignissen auf dokumentarischer Ebene faktengesättigt und mühsam nachrecherchiert werden. Unser Leben speist sich aber im Gegensatz dazu hauptsächlich aus den Erinnerungen, aus dem subjektiv Erlebten, das wir im oftmaligen Nachdenken durchgekaut haben und uns prozesshaft zu der Person geformt hat, die uns selbst und unseren Nächsten gegenübertritt.

Diesem Werdegang können wir durchaus kenntnisreich nachspüren — »My Generation« von The Who (1969) und »The times they are a-changing«, Bob Dylan, unterlegen den Film, der sich in unseren Köpfen abspielt, die Geschichte liefert das Drehbuch, wir inszenieren die Bilder.

Obwohl ich Karl erst in den letzten Jahren kennenlernen durfte, fand ich beim Treffen der Auslandsoberösterreicher in Linz eine Seelenverwandtschaft, die wir als Brasilienfanatiker auch an seinem beruflichen Wohnsitz in Belo Horizonte intensivieren konnten.

Und hier unterscheiden sich unsere Biografien dann doch: während Karl – trotz ähnlicher Jugenderfahrungen –

tatkräftig ins Berufsleben eintrat und internationale Karriere gemacht hat, habe ich mich der Kunst und Philosophie verschrieben, gleichsam den Weg der Romantiker beschritten, die sich zwar viel ausdenken und probieren, aber selten ein Risiko eingehen müssen, es sei denn, in der Gestaltung des eigenen Lebens.

Brasilien steht in dieser Hinsicht beispielhaft für diese divergierenden Lebenseinstellungen: während ich mit jährlichen Besuchen von Rio de Janeiro und schlussendlich dem geplanten Urlaubsdomizil und Alterswohnsitz am Amazonas einem sentimental Tropicalismo huldigte und im sicheren Europa verankert war, hat sich Karl diesem problembehafteten südamerikanischen Land ausgesetzt und dessen ungeachtet, erfolgreiche Projekte realisiert.

Möglicherweise haben ihm dabei die angesprochene (ober)österreichische Milde und der »Schmäh« geholfen - Charaktereigenschaften, die uns trotz kontroverser Lebensläufe durchaus verbinden.

Berlin, im Dezember 2021

## **FOREWORD BY NORBERT W. HINTERBERGER**

*(Professor Emeritus of the Bauhaus University - Weimar, Linz and Berlin)*

From the text of Karl Berger — as my contemporary and compatriot of the same age — a lot of familiar things appear which I could immediately subscribe to.

But what jumped out at me right away: In the last lines of *Born to be mild* Karl speaks of wanting to record his memories and not the events. This wanting is less due to an economic aspect since the events would have to be fact-saturated and laboriously researched on a documentary level. In contrast to this, our life is mainly fed by memories,

by subjective experiences, which we have chewed over in frequent reflection and which have formed us in a process into the person who confronts us and our neighbors.

We can trace this development quite knowledgeably — *My Generation* by The Who (1969) and *The times they are a-changing*, Bob Dylan, underpin the film that takes place in our heads, the story provides the script, we stage the images.

Although I was only able to get to know Karl in the last few years, I found a kindred spirit at the meeting of the *Upper Austrians Abroad* in Linz, which we, as Brazil fanatics, were also able to intensify at his residence in Belo Horizonte.

And this is where our biographies differ after all: while Karl — despite similar youthful experiences — entered professional life energetically and made an international career for himself, I have devoted myself to art and philosophy, following the path of the romantics, as it were, who think up and try out a lot, but rarely have to take a risk, unless in the shaping of their own lives.

In this respect, Brazil is exemplary for these divergent attitudes to life: while I, with annual visits to Rio de Janeiro and finally the planned vacation domicile and retirement home on the Amazon, paid homage to a sentimental Tropicalismo and was anchored in the safety of Europe, Karl exposed himself to this problem-ridden South American country and, despite this, realized successful projects.

It is possible that he was helped in this regard by the aforementioned (Upper) Austrian mildness and *Schmäh* — character traits that definitely connect us despite our controversial lives.

Berlin, December 2021

# **1967 VÖEST LINZ—MEINE ERSTE UND LETZTE JOBSUCHE**

AM 1. SEPTEMBER 1967 nahm ich zeitig in der Früh den Autobus, den Postbus, oder wie man seinerzeit sagte: den Bus der österreichischen Post, denn ein anderes öffentliches Transportmittel gab es damals noch nicht. Es war ein Freitag, und die Hoffnung, dass »es« nur einen Tag dauern würde, war groß, denn das Wochenende stand vor der Tür. Am darauffolgenden Montag war es dann Ernst mit der Sache. Abends ging es ins Lehrlingsheim, in eine Art Internat, in dem ich die ganze Woche, und auch für die nächsten drei Jahre, bleiben sollte.

Mein Verhältnis zur Voest sollte genau 45 Jahre anhalten, bis sie sich nämlich am 31. August 2012 von mir »verabschiedete«. Also doch ein Leben lang, ein Arbeitsleben lang!

In den Tagen dazwischen war allerhand passiert. Dieses »Allerhand« schreibe ich in ein paar Zeilen nieder, damit es nicht so ganz in Vergessenheit gerät.

Meine Großmutter meinte seinerzeit, ich sollte vorerst eine Lehre beginnen, als Elektriker zum Beispiel, oder auch als irgendetwas anderes, damit ich später dann in den öffentlichen Dienst eintreten könnte: Post, Bahn und Polizei waren da die Favoriten. Nun, mit den Gesetzeshütern war ich nicht so auf Du und Du. Denn mein Blatt war kein ganz unbeschriebenes mehr, hatte ich doch schon einiges an Jugendsünden aufzuweisen. So begab ich mich halt vorerst in eine Lehre, bis das nötige Eintrittsalter für den öffentlichen Dienst erreicht sein sollte.

Zähneknirschend nahm ich also an meinem Schraubstock Platz um an einem sogenannten Werkstück meine »Feilkünste« zu erlernen. Nach ein paar Tagen hatte ich solche Blasen und Schwielen an den Händen, dass ich das Wochenende herbeisehnte. Feilen, Sägen, Bohren, Schweißen, Schmieden und was es sonst noch an Bearbeitungen gab, musste erlernt werden. Das eigentliche «Elektrische» war dann ein fast angenehmer Zeitvertreib, der besonders das zweite und dritte Lehrjahr ausfüllte. Ein Berichtsheft wurde mit »höchster Vollendung der österreichischen Normschrift« geschrieben; es galt einen genauen Tagesbericht zu verfassen, weiters musste eine Zeichnung die rechte Seite verzieren. Gestochen standen sie da, die Buchstaben, heute noch erinnere ich mich mit Entzücken und Schaudern zugleich an diese Arbeit. Das Wochenende war besonders durch derartige Tätigkeit beeinträchtigt, denn Montag früh mussten die Hefte abgegeben werden, um vom Meister Frank begutachtet und benotet zu werden.

Meister Frank saß auf seinem erhobenen Podium wo er hin und wieder einen Blick in die Runde schweifen ließ, um zu sehen, ob seine Lehrlinge auch »brav taten«, wofür sie bestimmt waren: Feilen an ihren Werkstücken, und sonst nichts. Alle zwei Stunden in etwa machte er eine Runde und kam bei jedem Lehrling vorbei, um entweder aufmunternd oder aber auch kritische Bemerkungen abzugeben. Meist führte er ein Lineal mit sich, wenn es um Ebenheit, oder einen Winkel, eben um Winkeligkeit ging, um unsere Arbeitsergebnisse zu prüfen. Die Toilette war oft mein Zufluchtsort. Dort konnte ich mich für eine Weile »verstecken« und mich ganz dem Heimweh hingeben, dass mich schrecklich plagte. Mit Sehnsucht erinnerte ich mich an die letzten Tage der Ferien, als wir mit dem Luftdruckgewehr unterwegs ein paar Tauben geschossen und diese dann am Lagerfeuer gebraten hatten. Nun aber war ich gefangen in dieser »Kaserne«, die keinen Freiraum

ließ für Individualität und Abenteuer. Alles musste nach Vorschrift gehen, das Reglement musste eingehalten werden. Mein Fahrrad, das ich nach Linz mitgenommen hatte, gab mir ein Stück Heimat zurück, wenn ich damit von der Lehrwerkstatt zum Lehrlingsheim fuhr. Heimleiter Proschko war ein gestrenger Mann und ein etwas schrulliger Typ. Er kontrollierte oft selber die Zimmer seiner Zöglinge, wenn die Zeit der Nachtruhe gekommen war. Wehe dem, der noch nicht schlief, oder sich zumindest glaubhaft so stellte, wenn er um 22 Uhr seine Runden ging. So konnte es schon passieren, dass man dafür satte zwei Wochen Ausgangsverbot bekam, was besonders schmerhaft und einschränkend empfunden wurde. Um 05:30 kam, aus dem über der Tür montierten Lautsprecher, das »Guten Morgen« und von da an gab es Radio Österreich, denn die Stationen Oe1 und Oe3 waren noch nicht auf Sendung. Erst am 1. Oktober gingen sie on-line, wie man heute sagen würde, aber das wusste ich damals noch nicht. So hatte eben Oe1 und unsere Lehre etwas gemeinsam: Jahrgang 1967. Heimleiter Aigner war schon wesentlich kollegialer und jugendlicher gesinnt und motivierte uns zum Sport in den Hüttenwerker-Sälen, die nur unweit gelegen waren. Ihm verdanke ich auch, dass ich nicht aus dem Heim und aus der Lehre geflogen war, als ich einmal zum sogenannten »Stemmen« ging. Ich und der Eder Franz. In Wirklichkeit waren wir im Wirtshaus und tranken uns einen Rausch an, der sich sehen lassen konnte. Besser, er hätte sich nicht sehen gelassen, mein Rausch, denn als ich meine Jacke auf den Garderobenhaken hängen wollte, kam ich statt vorwärts in die falsche Richtung, wobei mir der Herr Aigner zusah und meinen Zustand sofort erkannte. Bald musste meine Mutter antreten, um das Ganze wieder auszubügeln, und unter Tränen beteuerte sie, dass der Karli eh ein braver Bub sei.

Für die Betriebselektriker Lehre bedurfte es einer besonderen Aufnahmeprüfung, die ich schaffte, um dann in einen abgeschiedenen Bereich der Lehrwerkstatt versetzt

zu werden. Der Ebner »Peppi«, wie wir ihn heimlich und liebevoll nannten, war eine Seele von einem Menschen und verstand es mit Liebe und Geschick uns das Elektrische beizubringen. Ein Tag Berufsschule unterbrach die Wochen-Routine, doch eigentlich waren wir so gut in unserer Ausbildung, dass die Schule und die Lehre sich ohnedies ergänzten. Oftmals hatten wir den Stoff der Schule bereits in der Lehrwerkstatt erfahren. Die Abgeschiedenheit der Elektrowerkstatt ermöglichte auch so manchen Pfusch, denn der Herr Ebner gerne für seine anderen Meisterkollegen übernahm. Reifenwechsel war ein »Sport«, der immer bei Eintritt der kühlen Jahreszeit für die Chefsekretärin Kroiss ausgeführt werden musste. Nur der Reitberger Ossi war zugelassen um diese verantwortungsvolle Arbeit durchzuführen, er war der Stärkere von uns. Die Anzugskraft der Schrauben prüfte der Peppi dann höchst persönlich. Als wir den Faltin Gerhard einmal in eine große Schachtel packten und ihn auf die Werkbank stellten, sodass er sich aus seiner Lage nicht selber befreien konnte, wurde er schon etwas böse und fragte welcher »Doim« das gewesen sei. Die Antworten ließen auf sich warten und wir befreiten den Gerhard wieder aus seiner, im wahrsten Sinne des Wortes, verzwickten Lage. Der Professor Gsellpointner , der Pionier der Kunstakademie Linz, war Tür an Tür zu unserer Werkstatt und kam oft zur selben herein, wenn er einen Rat oder etwas Elektrisches vom Peppi brauchte. Stets hatten wir seine Styropor-Schneider zu reparieren, mit denen er seine Modelle anfertigte. Freitag nachmittags war der Peppi oft schon etwas »in Laune« gekommen, und erst im dritten Lehrjahr verstanden wir den Hintergrund: ab der Mittagszeit war eine gewisse Happy Hour im Gange, die man wohl seinerzeit noch Wochenausklang nannte.

Mit einer gewissen Hochachtung beobachteten wir, was unsere Kollegen im Werkzeugbau, in der Werkzeugmacherei, leisteten. Meister Puchmayr war ein ganz besonders

Scharfer, und mit Entsetzen und Bedauern betrachteten wir unsere Vorzeige-Lehrlinge als einerseits abschreckendes, andererseits bewundernswertes Beispiel. All das, was wir in der mechanischen Bearbeitung »soso lala« erlernten, mussten diese bis zur Perfektion beherrschen. Da lobten wir uns schon unsere »ruhige Kugel«, die wir eigentlich schoben. Zu allerlei Späßen waren wir in der Elektroschweißerei aufgelegt, wo Meister Redl, ein behäbiger und »gutmütiger Teddy«, uns das Schweißen beibrachte. Respekt hatten wir wohl vor ihm, denn bei kleinen Verfehlungen gab es eine »Nuss« und bei größeren ein »Ohr«, das man sich noch längere Zeit merkte. Für Schabernack waren wir aber allezeit zu haben, so war das den »Schweißstrom des Nachbarn zu verstellen« eine besondere Variante von Jux, bei der der Zellen-Nachbar mit seiner Elektrode oftmals das zarte Blech durchbrannte. Brauchte man ja nur am Handrad zu drehen, wenn der Nachbar gerade konzentriert arbeitete, und schon war das Unheil geschehen. Wenn Meister Redl das bemerkte, gab es natürlich »ein Ohr« der Extrastärke.

Versetzungen im zweiten und dritten Lehrjahr waren ein weiterer Schritt zur Selbständigkeit. Walzwerk, Stahlwerk, Schmiede, Stahlbau, Hauptwerkstätte und für ein paar auserwählte auch das Kraftwerk. Dann trafen wir uns nur noch sporadisch beim Peppi und berichteten wie »lässig« oder wie unangenehm es war, in der großen weiten Welt der Voest Alpine sich zu bewegen. Manchmal wurden wir auch für niedrige Tätigkeiten missbraucht und mussten Jause holen oder Reinigungsarbeiten verrichten. Meist aber bekamen wir eine gehörige Portion von den Arbeiten in der Instandhaltung ab und in gewisser Weise produzierten wir auch selber: So zum Beispiel die Drehmaschinen in der »Josefi«, das war die Drehbankfertigung der Voest, die sich bis in die späten 70er Jahre hielt.

»Noch dreißig Tage und dreißig Nächte, sind wir Herrn Kollers Knechte«, war der Slogan der letzten Tage unserer

Lehrzeit. Herr Koller war der Generaldirektor und Herr Sindelar der Ausbildungsleiter. Dann wurden wir in alle Winde zerstreut, die meisten blieben in der Voest Alpine, manche für ihr Leben lang.



# **1970 VÖEST LINZ— NACHTSCHICHT IM WALZWERK**

DER KARL WUCHTETE das Eldro auf seine Schultern um es auf den Hallenkran hochzuschleppen. Es wog an die 50 Kilogramm, also ebensoviel Gewicht als er an Lebensjahren hatte. Oder war der Karl schon eher sechzig? Er sagte nur kurz: »Bua, gemma« und ich machte mich bereit zum Aufstieg auf den Kran 135. Ein Einsatz mit Karl, der unser Schicht-Ältester war, garantierte eine neue Arbeitskluft für den nächsten Tag. Denn man konnte sicher sein, dass man verschmiert bis zur Unkenntlichkeit zurückkehrte. Mussten wir doch das Eldro, den magnetischen Bremslüfter, der die Trommelbremse des Hubantriebes betätigte, auswechseln. Musste man? Nun, der Karl tat es, denn ich war ja nur »der Bua«. Während der Nachschicht war immer mit derlei Arbeiten zu rechnen, da der Kran am nächsten Tag wieder einsatzbereit zu sein hatte. Also trottete ich gehorsam hinter dem Karl her, wissend, dass es viel schönere Tätigkeiten gegeben hätte. Wie zum Beispiel die Schreiber zu kontrollieren, die Magnet-Schreiber, die die wichtigsten Ströme der Hauptantriebe aufzeichneten. Der Wöckи hatte da ein raffiniertes System ausgeklügelt und an den strategischen Punkten hatte er ein »Flascherl« aufgestellt, auf das er in trockenen Zeiten zurückgreifen konnte. Und er griff, und wie. Nicht zuletzt gab seine ständig gerötete Nase Zeugnis von den vielen Schreiberkontrollen und den dort versteckten (Bier) Flascherln Zeugnis. Der Wöckи hatte auch noch Schreiber kontrolliert, als es gar keine mehr zu kontrollieren gab. Da ist dann die Sache mit den Flascherln

endgültig aufgeflogen. Einen Skandal gab es aber nicht, da selbst der Betriebsrat stets einen erlesenen weißen Doppler bereithielt, um für eventuelle Fälle eines überraschenden Besuches gerüstet zu sein. Und es gab viele derartige Besucher. Bei den Heißbetrieben wurde viel mehr »geschluckt« als im KWW. Nicht selten kam es vor, dass sich die Leute im Schichtbus äußerten sie hätten so an die zehn »Röhrln« getrunken, was leicht an ihren angeschlagenen Bewegungen erkennbar gewesen war.

Karl hatte bereits den Verbindungsbolzen gelöst und bat mich ihm das Eldro hinüberzureichen — als wenn das so einfach gewesen wäre. Es entfernte sich ein kleiner Darmwind bei dem Manöver, doch das störte niemanden, da oben auf 25 Metern über dem Hallenboden. Handschuhe durfte man beim Karl keine tragen, denn das wäre ein Zeichen von Schwäche gewesen, also hatte man die Hände vorher kräftig mit einer Pomade eingeschmiert, um die Maschinen-Schmiere dann auch wieder herunter zu bekommen. Wir Elektriker waren ja ohnedies feine Herren und zeichneten uns durch saubere Arbeitskleidung und blitzende Fingernägel aus. Der Karl trieb mich an, sodass wir zur Jause wieder in der Werkstatt waren. Wo der Willi, der Fritz, der Otto und neuerdings der Pole Misiewiesz schon zugegen waren. Wer klug und vorausschauend genug war, hatte eine Burenwurst in einen heißen Blechbund gelegt, um dort den Garvorgang derselben zu ermöglichen. Die Alufolie war der Schutz, den man brauchte, auch war es ratsam die Wurst zu verstecken, dass nicht ein anderer, ebenfalls Hungriger, sie zufällig entdeckte. Aber dergleichen hatten wir nicht vorbereitet, also musste eben eine Dose Thunfisch und ein Stück Brot herhalten. Karl ass wie immer seine einfache Semmel und trank dazu seine kalte Milch. Er nahm nie etwas anderes zu sich und doch hatte er Bärenkräfte. Stumm kauten wir vor uns hin und aus dem Radio tönte Oe3. Das war wirklich eine Errungenschaft, denn so hatten wir auch in der Nachschicht Gesellschaft. Das

erste »Radio«, das seit 24 Stunden auf Sendung war. Mit einer Limonade spülten wir unsere Speisereste hinunter, denn es war nicht gern gesehen, wenn einer in der Nachschicht Alkohol trank. Selbst der Wöcki versuchte sich zu zügeln. Ja, untertags war das was anderes, da konnte man seine Jausenwünsche auf einer Liste eintragen und man wurde mit heißem Leberkäse und derartigen Kostbarkeiten verwöhnt. Aber die Nachschicht war eher einfältig, lustlos. So starrten wir noch ein Weilchen vor uns hin, bis plötzlich der Hallenpfiff vier kurze Signale gab. Einmal pfeifen galt dem Kran, zweimal der Walzenwerkstätte, dreimal den Schlossern und viermal den Elektrikern. »Bua, geh du«, sagte der Karl, da der Schichtmeister schon wieder mit seinen Papieren beschäftigt war. Es galt keine Zeit zu verlieren, wenn eines der Walzgerüste auf Störung war. Walzgerüste gab es drei: das alte WG1 (das Einser Gerüst), das noch aus dem Krieg her stammte, das WG2, das 1964 eingeweiht wurde und das neueste Sendzimir, das bis zu minimalsten Blechdicken und höchsten Festigkeiten walzen konnte. Als ich auf den Vorplatz kam, um zu sehen bei welcher Anlage meine Hilfe notwendig war, pfiff der Vorarbeiter bereits ein zweites Mal. Es war das WG2.... »aber flott«, meinte er. So konnte ich nur mehr schnell fragen, was denn nicht ginge, und mich in den riesigen Elektroraum aufmachen. Dort angekommen, hoffte ich inständig, dass eine der Störungslampen leuchten würde, die mir die nötige Orientierung geben würde. Erraten. Es war ein Hauptantrieb, bei dem das Quecksilber-Dampfgefäß nicht zündete. Längst hatte mir der Rosenauer erklärt, dass es da nötig sein könnte, den Anoden einen »kleinen Schubs« zu geben, um das Problem zu lösen. Gesagt, getan. Erfolgreich verschwand die Störmeldung und der Stromrichter nahm sein monotones Brummen wieder auf, wenn er Wechsel- in Gleichstrom verwandelte. Immerhin waren die Hauptantriebe in der zwei Megawatt Klasse und hatten die modernsten Umrichter aufzuweisen,

die es in der sechziger Jahren gab. Ganz anders als das WG1, das noch mit rotierenden Umrichtern funktionierte. Rotodrol-Satz nannte man das. Stolz kam ich in die Werkstätte zurück und der Karl fragte: Was denn gewesen sei, worauf ich ihm es kurz erklärte und meinen Bericht dann in das Störungsbuch eintrug. Wenn nichts weiter sei, fuhr der Rosenauer fort, könne man sich Stillbeschäftigung suchen, womit er das Studium von Schaltplänen meinte. Der Rosenauer war ein besonders Anerkannter, und eigentlich mein Vorbild, hatte er die Meisterprüfung mit Auszeichnung gemacht und konnte er sich auch bei den neuen Technologien aus, so wie eben bei der hydraulischen Anstellung des dreier Gerüstes.

So hatten wir eben den Freibrief zum Planstudium, was so viel hieß, dass man sich im Lager einen Platz suchen konnte, auf dem man dann ein Nickerchen tat. Der Karl reparierte inzwischen das Eldro, da er ohnedies schon verschmutzt genug wie ein überschmierter Achsschenkelbolzen — war, konnte er gleich so weiter tun. Apropos schmierig, das waren nur die Walzenbauer, also jene Gruppe, die die Einbaustücke (Halterungen) der Arbeits- oder Stützwalzen von den verschlissenen Walzen abzogen, sie reinigten und auf die neuen wieder aufbauten. Die Walzenschmierer, eine schmierige Fakultät.

Um 5 Uhr begannen die Morgen-Nachrichten und heute war der Tag ein ganz besonderer: Es war Zahltag. Und der Schani, wie Obermeister Neumaier genannt wurde, kam mit einer Tasche voll Geld und den dazugehörigen Lohnsackerln bereits um halb sechs in der Früh um die Löhne an die Nachschichtler auszubezahlen. Er war Wiener und kannte sich bei den alten Anlagen besonders aus. Der Schani spazierte also bei der Tür herein und gab sein gut gelautes »Taramtamtam« von sich und nahm in dem kleinen Büro der Schicht- und Tagschichtmeister Platz: »Money«, sagte er mit einer etwas fiseligen Stimme und zahlte die Scheine in den

bereits vorgefertigten und verschlossenen Sackerln aus, wo sich auch der Stundennachweis befand.

In der Gemeinschaftsdusche nahmen wir abschließend zum Schichtende unser kollektives Bad. Dort konnte sich jeder messen, wer wollte. Wenn auch versteckt, was der Kollege so an Erbgut mitgebracht hatte. Der Fritz war besonders gut bedacht worden. Ernsthaft versuchte ich, den Schmutz unter den Fingernägeln herauszubekommen, hatte ich doch am Abend wieder Schulunterricht in der Meisterschule. Kopfwaschen war da das beste Mittel, es löste alles, was sich an Schmiere so angesammelt hatte. Noch eine letzte Nachtschicht, dann waren wieder drei Tage frei.

# **1971 ALTE HASEN UND JUNGE HUNDE**

FRITZ WAR DER WAHRHAFTIGE Playboy auf unserer Schicht. Er war erfahren im Umgang mit Damen, was mir, als jungen Mann, nicht ungelegen kam. In »Die Blaue« brachen wir auf, ein Nachtklub der Arbeiterklasse, der das Milieu des kleinen Mannes verkörperte. Gerade von der Mittelschicht kamen wir (14 bis 22 Uhr), und direkt begaben wir uns in die Altstadt, vorbei an der eisernen Hand, weiter an den Pfarrplatz. Das Ostende, die andere Nachtbar, war immer eine Option. Das Metro kam erst etwas später, das mochte er nicht so, da es dort einmal fast zu einer Raufarei gekommen wäre.

Die Rosi begrüßte uns herzlich, was bedeutete, dass sie die weiblichen Attribute gleich einmal erahnen ließ und uns mit Worten umgarnte. Nach weltmännischer Manier bestellte der Fritz Bourbon-Whiskey mit Soda und Eis. Eine Flasche wurde gebracht und ich dachte heimlich an den Inhalt meiner Geldtasche, der nicht gerade üppig ausfiel. Dünn, dachte ich bei mir selber. Der Whiskey wurde serviert und schnell wurde von den Damen nachgeschenkt, sobald wieder ein paar Tropfen im Glas Platz hatten. Eis mussten wir selbst nachfüllen, denn die Damen verdienten ja am Whiskey mit, aber nicht am Eis. Schmutzig anzügliche Worte wechselten hin und her. Fritz erzählte von der Arbeit, wie wichtig sie wäre und was für eine Verantwortung er nicht hätte. Rosi nickte gelangweilt und die inzwischen dazugekommene Mary heuchelte Interesse. Ich machte

mich an der Musikbox zu schaffen und legte »You can see clearly now« auf die »mechanische« Scheibe. Neil Diamond: »Holly Holy«, rief mir Fritz hinterher. Zurück am Tisch sangen wir beide, der Whiskey zeigte schon Wirkung, ekstatisch die paar Verse die wir kannten: »And I fly, and I fly, holly holy dreams«. Die Damen meinten keck, ob wir denn außer Singen noch etwas könnten.... Fritz bemerkte, dass Bourbon doch der bessere Whiskey wäre, besonders wenn es sich um den »Four Roses« handelte. Schon waren wir wieder bei der Rosi angelangt und so ging die angeregte Unterhaltung weiter. Ich bestellte eine Cola, da der Alkohol schon mächtig Wirkung zeigte. »Just a man, that can walk or fly«, ging der Song auf seinen Höhepunkt zu. Soollaiman war der nächste Titel, der den Plattenteller zierte. Ein weiteres getragenes Epos, das Einsamkeit versprühte und einen anderen Gast zu rhythmischen Bewegungen hinriss als er über die kleine Tanzfläche auf die Juke-Box zusteuerte. Dann legte er die Rolling Stones auf, sodass etwas Schwung in die Bude kam. Satisfaction war der Klassiker des Abends, der schon auf den Morgen zusteuerte. »I can get no« da waren sich die Rosi und die Mary ziemlich einig und sangen innbrünstig »Satisfaction«. I can get no satisfaction, dachte ich bei mir selber. Alle tanzten plötzlich und die Stimmung wurde immer ausgelassener.

Gegen halb fünf am Morgen war die Flasche leer, meine Geldtasche auch. Nächsten Morgen brummte der Kopf noch merklich und Fritz begrüßte mich auf der Schicht mit einem »Hallo Karl, Bourbon ist doch besser als Scotch«, worauf ich nur ein müdes Lächeln hervorbrachte.

# **1982 BRASILIEN, NUCLEP ANFLUG AUF RIO DE JANEIRO**



DIE MASCHINE DER LUFTHANSA nahm Kurs auf Rio de Janeiro und eine gewisse Unruhe breitete sich aus. Wie wird das wohl werden bei der Firma Nuclep dachte ich mir, wie wird es wohl werden, dachte meine Frau, 3 Jahre weg von zu Hause? Meine Tochter, gerade 6 Jahre alt, hatte anderes im Sinn; sie war abgesprochen mit Mario und Clemens, den beiden Mitter-Buben und fragte, ob sie in das Cockpit dürfe, der Mario darf auch.... Natürlich durften alle drei und nahmen damit dem ganzen »Unternehmen Brasilien« ein wenig die Ernsthaftigkeit. So saßen wir denn da, meine Frau und ich und ließen die Eindrücke auf uns einwirken. Die